

Zeitschrift: Kultur und Politik : Zeitschrift für ökologische, soziale und wirtschaftliche Zusammenhänge
Band: 67 (2012)
Heft: 2

Artikel: Zur ursprünglichen Bedeutung des Begriffs "Wirtschaft"
Autor: Heindl, Bernhard
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-891196>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 22.11.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Zur ursprünglichen Bedeutung des Begriffs «Wirtschaft»

«Die Wirtschaft» scheint heutzutage weitgehend als Motor der gesellschaftlichen Entwicklung zu gelten, wobei uns Wirtschaftswachstum, Wettbewerb und Konkurrenz quasi als Naturgesetze verkauft werden. Doch welchen Sinn hat das Wirtschaften eigentlich? Welche Bedeutung hatte es früher? Und vor allem: Woran müsste sich das Wirtschaften orientieren, damit wir die ausbeuterische, zerstörerische Lebensweise der Gegenwart überwinden könnten? Der Philosoph und Bioforum-Beirat Bernhard Heindl geht diesen Fragen auf den Grund.

Bernhard Heindl. *Vorbemerkung:* Wenn etwas dahinsiecht, kann nur eine Kur weiterhelfen. Soll sie die richtige sein, muss man in Erfahrung bringen, was den «Patienten» krank gemacht hat und wie ihm künftig zu helfen sei. Daher versucht ein Arzt dreierlei: Er erstellt eine «Anamnese», bringt auf dieser Basis eine «Diagnose» zustande und schlägt aufgrund derselben eine «Therapie» vor. Daraus ergibt sich folgender Dreiklang:

Anamnese

Anamnese heisst soviel wie Erinnerung. Daher gilt es, sich zuerst ins Gedächtnis zu rufen, **was das Wort «Wirtschaft» früher (als es sozusagen noch jung und kräftig war) einmal geheissen hat. Man wird daraus erkennen, dass das, was man heute darunter versteht, das gerade Gegenteil davon ist.** Also dürfen uns die Auswirkungen dieser Begriffsverwirrung nicht wundern. Sie sind die Folge dessen, was alles auf den Kopf gestellt worden ist, so dass wir heute die Aufgabe hätten, es wieder auf die Füsse zu bringen und den Boden darunter zu stärken, statt weiter wie besessen ins Bodenlose vorwärts zu stürmen.

Das Wort «Wirtschaft» kommt aus der alten Sprachwurzel *uer (*waer*), woher auch unsere «Währung» stammt. Das Griechische setzte dem Wort seinerzeit ein «f» voraus und bezeichnete damit ein «Festmahl» (*feronos*). Ein solches bereitet man einem Fremden (*xenos*), den man als Gast behandelt, indem man die Zusammenkunft mit ihm feiert und durch das Geniessen gemeinsamen Mahls zu «Genossen» wird, d. h. am Tisch miteinander Frieden schliesst. Damit sind wir schon beim Gasthof und dem, was der Gast dort erwarten darf: Dass

ihm nämlich möglichst gut «aufgewartet» wird. **«Wirten» und «warten» (im doppelten Wortsinn) gehörten also ihrem ursprünglichen Sinn nach zusammen.** Darin war der Bauer jener «Wirt» des Landes, der (so gut er konnte) «wartete», d. h. hegte und pflegte, was ihm an Grund und Boden zur Obhut anvertraut worden war. Dagegen waltete im Inneren und im Zentrum der «Wirtschaft» (d. h. in dem Haus und Hof, auch oft «Anwesen» genannt) die «Wirtin» ihres Amtes. So heisst es z. B. bei Peter Rosegger noch 1895: «Im Bauernstübel geht die Nachbarin aus und ein und *wirthe* beim Herd und in den Kästen und Schränken als ob sie da zu Hause wäre». Der Dichter kannte also noch am Ende des 19. Jahrhunderts den Sinn des «Wirten», wie er seit jeher im Gebrauch gewesen war. Und die Engländer kennen ihn bis heute, wobei freilich ihr alter Begriff für «Wirtschaften» (*husbandry*) inzwischen von der *new economy* gänzlich überlagert und vom Weltmarkt völlig verdrängt worden ist. *Husband* war der ans Haus gebundene (verheiratete) Mann, dem als dem Herrn über Grund und Boden die Frau als Hausherrin zur Seite stand, weil nur beide gemeinsam den Hof «bewirtschaften» konnten.

Diesem ursprünglichen Wortsinn entsprechend hiess der zentrale Grundsatz der alten Staatslehre (bis Adam Smith): *pecunia emittenda est: «Geld [oder was man sonst an Kleinvieh (*pecunia*) und dazugehörigem Mist in petto hat,] ist dazu da, ausgegeben zu werden».* Der Zweck der Botschaft war klar, die Zielrichtung deutlich. Heute lautet die Devise bekanntlich umgekehrt: «Wir müssen sparen». D. h. so wenig wie möglich ausgeben (nichts und niemanden «bewirten», es sei

denn, dass man daraus Profit schlagen kann), dagegen so viel es geht zusammenraffen und das Gehamsterte möglichst gut versteckt horten (Wert steigern). Wie konnte es zu dieser Perversion des Wirtschaftens kommen?

Zur Antwort braucht es davor noch einen Hinweis: Das Substantiv «Wirtschaft» kam erst spät ins Deutsche. Es wurde dort nicht vor dem 14. Jahrhundert heimisch. Natürlich schleppten die Kleriker das Wort aus dem Lateinischen ein und übersetzten damit den «Ungebildeten», was sie selbst *oikonomia* nannten. Sie verstanden darunter aber nicht (nur, wie einst die Griechen und andere Heiden) eine ganz profane «Haushaltskunde», sondern **das nötige Wissen zum richtigen Besorgen – nicht jeden beliebigen Krimskrams, sondern: des wahren Schatzes der Menschen.** Dieser konnte aber nach dem Verständnis der Kirche nicht «von dieser Welt» – und von niemand Anderem als vom Herrn «darüber» – auf uns gekommen sein. Dessen Stellvertreter hienieden hatten die Aufgabe, dieses vom Himmel gefallene Geschenk auf Erden bestmöglich zu hüten, d. h. zu «bewirtschaften». Demnach waren die Priester als die «Verwalter» (*distributores*) des ihnen anvertrauten Gutes, das der Kaiser mit seinem Schwert zu verteidigen hatte, die eigentlichen Repräsentanten aller «Ökonomie». Das darin Wertvollste – d. h. gänzlich Unbezahlbare – war natürlich jenes Sakrament, das dem Kirchenvolk am Gaben- und Opfertisch des Herrn von seinen Stellvertretern bei der Messe ihm zu Ehren «aufgewartet» (gespendet) wurde. Was also die Kirchgänger jeden Sonntag beim Abendmahl «genossen», daran sollte auch ihre Seele «genesen» und sie insgesamt am gemeinsam beschworenen Frie-



Die wundersame Geldvermehrung.

©Waldah; Quelle: Wiki Commons

den «heil» werden (gesunden). In diesem Sinn predigte z. B. Tauler, der Mystiker des 14. Jahrhunderts, der seine Gedanken bereits auf Deutsch verfasste: «Wirtschaften: das ist das heilig Sakrament unseres Herrn Lichnams...», der in der *fruitio Dei* (dem «Genuss Gottes») zusammen verzehrt wurde. Dabei sollte man sich an den also symbolisch Geopferten mit den Worten wenden: «Ich bitt' dich Herr, dass mich diese *Wirtschaft* [gemeint ist das Abendmahl!] erlös von meinen Ängsten». Ähnlich heisst es später bei Luther: «Ist das net eine fröhlich *Wirtschaft*, dass der Bräutigam [Christus] das arme Hürlein [die Seele] zur Ehe nimmt [= sich mit ihr im «Genuss» vereint]?» Luther verwendet das Zeitwort «wirtschaften» überhaupt noch ganz und gar synonym mit «hochzeiten», d. h. dem Akt des sich Vermählens und was mit dieser Verbindung einhergeht. Damit sind wir wieder beim *hus-band*.

Im Zuge der beginnenden Säkularisierung zur Zeit der Renaissance geht freilich die religiöse Bedeutung des «Wirtschaftens» als einem heilsamen Hochzeiten nach und nach verloren. Nun erstreckt sich der Begriff immer mehr auf rein weltliche Belange. Aber nicht, ohne dabei noch etwas vom uralten Sinn ins neue Verständnis mit herüberzunehmen. Darin wird das Wirtschaften nun die Aufgabe jenes «Verwalters» eines Gutes (*villicus*), den man auch Kustos nennt. **Seine Pflicht besteht darin, die ihm anvertrauten Güter seines Herrn so zu bewirtschaften, dass sie letzterem einen «Fruchtgenuss» (Gewinn, *fruitio*) abwerfen.** Dieser «Pfleger» (= der «Wirtschaftler») bestellt sowenig sein eigenes Haus wie einst der Pfarrer die ihm übertragene Gnade: Sie ken-

nen keine «Privatwirtschaft», sondern handeln beide im Auftrag ihres Vorgesetzten. Denn ein «wahrer Herr» hat schliesslich Anderes (Besseres) zu tun als zu wirtschaften und zu managen, was er hat: Er muss herrschen und – wenn er gütig und gnädig ist – als Regent gegenüber seinen Untertanen spendabel sein. Wie? Am besten so, dass er mit vollen Händen Geld in die Menge wirft und damit seinen «Segen» unter die Leute bringt. Denn er ist dann ein guter Herr, wenn er grosszügig ausgibt, was ihm sein Pfleger an Einkünften verschafft hat. Es versteht sich von selbst, dass dieser dazu seinerseits wiederum die Bauern und andere Untertanen nach Strich und Faden ausquetschen muss. Übt er dieses Geschäft zufriedenstellend aus, dann «bewirtschaftet» er das Gut seines Herrn gut. D. h. so effizient, dass es Letzterem einen möglichst hohen Gewinn einbringt, von dem er ein bisschen etwas zu seinen Untergebenen hinabtröpfeln lässt, welchen *trickle down*-Effekt man noch heute von «der» Wirtschaft erwartet. Gegenüber dieser Prozedur tritt die alte «Wirtin» von dieser Zeit an immer mehr in den Hintergrund. Sie verschwindet schliesslich fast völlig in dem Eck, wohin sie immer entschiedener abgestellt wird. Z. B. von der Aufforderung Goethes: «Die Mädchen sollen zu Wirtschaftserinnen erzogen werden. Denn sie werden zuständig und verantwortlich für die Wirtschaft sein». Als mutierte Variante der ehemaligen «Haushälterin» dürfen sie jetzt eifrig kochen und putzen und die Mägde fleissig zur Arbeit antreiben.

An diesem Wirtschaftsverständnis, wie es sich seit dem Beginn der Neuzeit in Europa (und nur hier) breit gemacht hat, ändert die «Auf-

klärung» wenig. Sie verstärkt im Gegenteil den bisherigen Trend: **Die Frau gehört an den Herd, der Mann auf den Markt! Jene sorgt für das Essen, damit dieser davon gestärkt ausser Haus das Geld «erwirtschaften» kann, das er zum Kauf der nun sogenannten «Nahrungsmittel» braucht:** Dabei handelt es sich um das jetzt nötige «Material», das seine Frau in raffinierten Künsten «veredeln» muss, und das die Bauern möglichst ergiebig aus dem Boden schürfen und zuhauf (damit es billiger ist) auf den Markt werfen sollen. Der neue Herr hat mit all dem nicht mehr das Geringste zu schaffen. Er hat «Besseres» zu tun. Er will sich seine Hände nicht mit Erde beschmutzen, sondern einem sauberen Geschäft nachgehen. Dabei verdient er das Geld, das die Frau wieder ausgeben muss, wenn sie seine Partner am Markt gut bewirten will, um sie für die Verhandlungen mit ihrem Herrn Gemahl gehörig zu präparieren (weich zu klopfen). Weil *Sie* aber mit nichts anderem mehr «aufwarten» kann, als mit dem, was *Er* heimbringt, wird er nun zum «Ernährer» der Familie: Schliesslich beschafft er das Geld, das sie ihm erst mühsam abluchsen muss, weil er in der neuen bürgerlichen Tugend vor allem sparsam – und nicht verschwenderisch (wie der Adel) – sein will. Daher ist er bestrebt, seinen Verdienst «zusammenzuhalten» und sinnvoll (= gewinnbringend) anzulegen, statt ihn sinnlos zu vergeuden. Damit steigt seine Macht und die damit verbundene Potenz ungeheuer, getreu dem Motto eines der grössten aller Aufklärer (Benjamin Franklin): **«Es gibt nichts Fruchtbareres als Geld. Denn [im Unterschied zum Weib, die dazu leider einen Mann braucht] vermehrt es sich ganz von selbst. Wer es zusammenhält, bekommt immer mehr davon.»**

Das wird in der Folge zum obersten Glaubensbekenntnis aller Wirtschaftstreibenden modernen Zuschnitts und zu unser aller täglichem «Vaterunser». **Darin wird gebetsmühlenartig «das Kapital» beschworen, das damit zum höchsten und obersten Prinzip allen «Wirtschaftens» aufsteigt und also der entsprechenden Verehrung bedarf. Denn ohne Kult ist es gar nichts wert.** Das Kalb schimmert nur golden auf, wenn man wie verrückt darum herumtanzt.

Solange aber alle davor ehrfürchtig auf den Knien liegen und in diese erniedrigende Position gezwungen werden, darf das Kapital auf dem hohen Ross sitzen bleiben und verführerisch oder umbarmherzig – ganz wie es ihm

gefällt – auf die Händeringenden herabsehen. Und kein Mensch wird es je aus dem Sattel heben, wenn er dem Hochtrabenden nicht den Boden unter den Füßen wegzieht, indem er die es umringenden Götzendiener von ihrer rasenden Besessenheit und ihrem üblen Aberglauben befreit.

Davon sind wir leider weit entfernt. Denn seit der sogenannten Industrierevolution konzentriert sich das Kapitel immer schneller und akkumuliert umso ungenierter, je virtueller es wird, d. h. sich ins anonyme «Finanzkapital» verflüchtigt, hinter dem immer weniger an «realen Werten» steht. In diesem gespenstischen Zustand hat niemand mehr Angst vor den Höllenqualen der *avaritia* (Geiz, Habgier). Im Gegenteil gilt jetzt überall und nicht nur in der Werbung: «Geiz ist geil». **Das Zusammenraufen und Vermehren des Kapitals ist zum höchsten Ziel und zur grössten aller Tugenden der Wirtschaftstreibenden geworden.** Und nicht das Ausgeben und Verschwenden, wie es einst zur Grazie eines wahren

Gentleman gehörte. Der Herr Bürger ist dagegen nur mehr so viel «wert», als das Silber wiegt, das er mit seinem Geld scheffelt. Weil das eigene Haus dafür mit der Zeit zu klein wird, trägt er das sauer Ersparte (sein «Vermögen») auf die Bank. Dort liegt es aber nicht. Vielmehr ist es ständig überall unterwegs, weil es unentwegt mehr werden will. Selbstverständlich kann der Sparer von dem, was er (angehäuft) hat, nie genug haben. Denn er braucht das vermeintlich auf der Bank sicher Angelegte, um sich «zu entwickeln». D. h. er will selbst «mehr» werden, als er ist, und «weiter» kommen, als er schon war. Diese Illusion lässt sich aber nur am Leben erhalten, wenn die ersparten Einkünfte das Image vermitteln, sich vermehren zu können: **«Lass Dein Geld arbeiten»..., indem es ganz von selbst – automatisch – für Zins und Zinseszins sorgt!** Nun wird also nicht mehr dem Herrn ein Ertrag «erwirtschaftet», sondern sein Geld trägt ihm von selbst Zinsen ein. Aber nur dann, wenn es möglichst alles und jedes rund um den Globus als «Rohstoff» und «Ressource»

in Beschlag nimmt und diesem Prozess der Bemächtigung nichts und niemand mehr entkommt.

Unter diesem Diktat läuft der Motor der neuen Geldvermehrungsmaschine bis zum Kollaps wie geschmiert, solange die verheerenden Folgen in die Zukunft geschoben und auf Andere ausgelagert werden können. Damit das Werkel aber möglichst reibungslos funktioniert, ist es nötig, die alten Tugenden durch jene neuen zu ersetzen, die man in allen hohen Schulen der Welt gelehrt bekommt und durch die dort hineingestopfte Ausbildung sich einverleiben muss. So wird dafür gesorgt, dass die modernen Menschen «vernünftig» denken, «rationell» handeln, «zweckbewusst» planen und die Mittel dazu «effizient» (im Sinne der Wirtschaft) einsetzen. Ist dies erfolgreich gelungen, dann hat man aus ihnen flexibel zu verwendende und effizient verwertbare «Humanressourcen» – d. h. den natürlich nachwachsenden Rohstoff an «Menschenmaterial» – für das zu vermehrende Kapitel dienstbar gemacht.

Anima-Strath verleiht Ihrem Liebling natürliche Vitalität.



Jeder macht mal schlapp! Das gilt auch für Tiere. Dann brauchen sie zu einem vollwertigen Basisfutter einen zusätzlichen Vitalitätsschub. Anima-Strath ist ein natürliches Aufbaumittel aus einer einmaligen Kombination von Hefe und Kräutern und sorgt für

- gutes Wachstum
- bessere Vitalität
- schönes, glänzendes Fell
- besseren Appetit in der Rekonvaleszenz



Anima-Strath
Aufbaumittel

Bio-Strath AG, 8032 Zürich • www.anima-strath.ch



Eine wichtige Funktion des Wirtschaftens: Bodennutzung.

Foto: Markus Schär

Diagnose

Meine Diagnose des gegenwärtigen «Wirtschaftens» ergibt sich daraus ganz von selbst: Was einmal den Menschen gut dienen sollte, bedient sich ihrer nun gut. Klarerweise muss zugleich damit auch das Primat von der Politik auf die Wirtschaft übergehen und diese ihrerseits jener vorschreiben, was sie zu tun hat. Eine solche Umkehr aller Verhältnisse ist seit 200 Jahren im Gang. **Wir konnten uns diesen Irrsinn aber nur leisten, solange wir aus Erdöl die «Energie» machten, ohne die jene gigantische Umstülpung der Gesellschaft (ihr Kopfstand) nicht lange Bestand gehabt hätte.** Der damit einhergehende Prozess steigert aber mit zunehmender Verunsicherung seine Geschwindigkeit ständig. Er treibt mit der sogenannten Globalisierung nun langsam seinem Höhepunkt entgegen. Dieser Klimax kündigt sich darin an, dass die Aneignung des «Humankapitals» und aller «Rohstoffe» immer rüder und roher verfährt und sich keine kulturellen Schranken mehr auferlegt: Stösst man auf irgendwelche Widerstände (gleich welcher Art), setzt es alsbald unweigerlich «Luftschläge». **So wird der Krieg in Zeiten der Zerstörung wie diesen zum besten Antrieb der Wirtschaft,** wie der Direktor der Deutschen Bank (Ackermann) vor einigen Jahren auch ganz offen erklärte. In seinem Verständnis trifft der bekannte Satz den Nagel auf den Kopf, dass die «unsichtbaren Hände des Marktes in Wahrheit die F-16 [Kampfjets]» sind, die diesem Markt erst den nötigen «Platz» verschaffen, d. h. ihm weltweit zum Durchbruch verhelfen.

Doch gerät leicht ausser Kontrolle, was sich keine Schranken mehr auferlegt. Man könnte auch sagen: **Wenn die Macht ihre Selbstbeherrschung verliert, gerät sie ganz ausser sich.** Das Ergebnis sah man dereinst schon im Wahnsinn der Cäsaren. Dieselbe Verrücktheit vor dem Untergang präsentiert sich heute im Gewand ständig wechselnder Krisen. Von

ihrem Veitstanz werden alle immer schneller durcheinandergewirbelt: «Finanzkrise, Wirtschaftskrise, Arbeitskrise, Energiekrise, Umweltkrise, politische Krise, soziale Krise»... Ein undurchschaubarer Nebel, erzeugt zur gänzlichen Sinnverwirrung. Das Einzige, was diese an uns vorüberziehenden Worthülsen verraten, ist dies, dass der Zustand der Geistesgestörtheit rund um die Erdkugel herum immer kritischer wird. **Schlauerweise hält uns aber die gegenwärtige Wirtschaftslage, indem sie unaufhörliche Krisen beschert, gerade vermittels dieses Drohpotenzials streng bei der Stange.** Nur so vermag sie die Steigerung der Konkurrenz (den Kampf aller gegen alle) zum besten Heil- und Hilfsmittel gegen die herrschenden Krisen auszurufen und jedermann zu zwingen, seine Dienste möglichst bedingungslos «dem Markt» feilzubieten, um «der Wirtschaft» mit allem, was man ist und hat, bestens aufzuwarten: Wie jenem unheimlichen Gast, mit dem Don Giovanni in der gleichnamigen Oper bekanntlich mit Blitz und Donner zur Hölle abfährt. Der Weg dahin wurde aber schon 1960 vom amerikanischen Soziologen J. L. Sadie geegnet, der (in seinem Buch *The Social Anthropologie of Economic Development*) den Wirtschaftstreibenden der neuen Zeit schon damals eindringlich empfahl: «Einem unterentwickelten Volk [wie den Bewohnern der 3. Welt oder den Bauern bei uns] wird die wirtschaftliche Entwicklung nicht gelingen, wenn es seine überkommenen Sitten und Gebräuche beibehält. Es ist also *eine vollständige Umwälzung aller sozialen, kulturellen und religiösen Einrichtungen erforderlich,* damit die psychologischen und philosophischen Einstellungen der Menschen sich ändern, und folglich ihre gesamte Lebensauffassung. In der Praxis bedeutet das: Auflösung der bestehenden gesellschaftlichen Ordnung. Man muss Unzufriedenheit schüren und Unglück stiften, um zu erreichen, dass alle mehr wollen, als verfügbar ist. Es führt kein anderer Weg zum Fortschritt.»

Therapie

Inzwischen hat uns dieser Weg bereits ein gutes Stück weiter gebracht. Nämlich dorthin, wo die Lage mehr als kritisch ist und der Patient kurz vor dem endgültigen Kollaps steht. In dieser Situation noch eine Therapie zu wagen, grenzt fast schon an Verwegenheit. Dementsprechend verrückt scheint heute auch die Kur, die eine nur langfristig wirkende Linderung des zerrütteten Gesundheitszustandes einleiten könnte, wenn man ihr die dazu nötige Zeit der Anwendung gäbe: **Dazu müsste wieder ein Verständnis des Wirtschaftens eingeübt werden, das dem Sinn aller Ökonomie näher käme, statt sich immer weiter davon zu entfernen.** Zu dieser Umkehr müsste man freilich auch über jenes blosse Räubertum hinausgehen, wie es im letzten Aufgebot zur «Sicherung der Ressourcen» und «Gewinnung von Energien» derzeit Hochkonjunktur hat. Dieser Verrohung der Welt und ihrer Bewohner entgegen zu wirken, könnte ein Wirtschaften helfen, das nicht alles verwirtschaftet, sondern als guter Kustos die Erde pfleglich behandelt und dafür sorgt, dass sie eines Tages vielleicht tatsächlich wieder zu einer wahren Augenweide wird.

Das klingt, zugegebenermassen, wie reinste Narretei. Und doch könnte diese Utopie auf die lange eingeübte Erfahrung und Praxis zurückgreifen, dank der **Natur und Kultur einander nicht widerstreiten müssen, sondern dank der dazwischen stehenden Agrikultur eine freundliche (und nicht verwilderte) Art von Beziehung miteinander eingehen könnten.** Nämlich dann, wenn das Stück Erde, das man bewohnt, so bewirbt (d. h. bewirtschaftet) wird, dass der Fruchtgenuss, der daraus folgt, uns nicht alle zusammen zugrunde richtet, sondern einem jeden von uns zugute kommt. Zur Einübung in diese hohe Kunst könnte man bei den Bauern und Bäuerinnen wieder in die Schule gehen. Dann würde man von ihnen **lernen, wie man langfristig «sein Haus bestellt», indem man den Boden, der es trägt, so behandelt, dass am Ende – d. h. für die nächsten Generationen – später mehr herauschaut, als man zuvor hineingesteckt hat.** Diese Lehre wird man aber nicht erfolgreich absolvieren, wenn man den Lehrmeistern – den Bauern und Bäuerinnen – weiter wie bisher «auf dem Weg zum Fortschritt» den Garaus macht und sie in den völligen Ruin treibt. Also müssen wir diesem Irrweg mit allen Kräften Einhalt gebieten und uns den Ausweg offen halten! ●